



WERKSTATT DER KULTUREN · Wissmannstraße 32 · 12049 Berlin

Geschäftsführer

Andreas Freudenberg

fon 030. 60 97 70-0 · fax 030. 60 97 70-13

werkstatt.kulturen@t-online.de

www.werkstatt-der-kulturen.de

Konto: Berliner Volksbank e.G.

BLZ 100 900 00 Konto 56 85 40 70 02

Spendenkonto: Berliner Volksbank e.G.

BLZ 100 900 00 Konto 56 85 40 70 29

Die Wissmannstraße.

Öffentliche Erinnerung auf der Probe

Teil II: Erinnerungspolitik – der Umgang mit Spuren der deutschen Kolonialvergangenheit in Berlin

Mittwoch, den 13. 12. 2006

Geladene Gäste des Podiumsgesprächs:

- **Joshua Kwesi Aikins**, Politikwissenschaftler

- **Marcus Albrecht**, Mitglied der SPD-Fraktion in der BVV Neukölln

Joshua Kwesi Aikins hatte seinen Vortrag überschrieben „Die (alltägliche) Gegenwart der (kolonialen) Vergangenheit“. Er präsentierte einen Spaziergang durch Berlin, eine Spurensuche vorbei an in Hinsicht auf seine These überzeugend vielen Spuren der kolonialen Vergangenheit im Straßenbild der Stadt, die einmal, von 1884 bis 1918, Hauptstadt eines Kolonialreiches war. Die vielen Kerben, die die deutsche Geschichte des vergangenen Jahrhunderts in Berlin geschlagen hat, konnten diese Tatsache ganz offensichtlich nicht überdecken, auch wenn die koloniale Zeit mit Berlin im allgemeinen wenig, und das heißt: nicht ausreichend, assoziiert wird.

Die Wissmannstraße fügt sich insofern ein in eine „Gedenklandschaft“ Berlins, die, wie in der ersten Veranstaltung zur Person Hermann von Wissmanns deutlich wurde, zu Faktenstand und Bewertung der historischen Forschung von heute in eklatantem Widerspruch steht: Gedenken geschieht in der Form von Straßennamen und Gedenksteinen wie dem Herero- oder Afrikastein am Garnisonsfriedhof als eine Würdigung militärischer Verdienste der deutschen Kolonialeroberung, andernfalls in Verwischung von Spuren oder in einer blanken Farce wie im Fall der Umbenennung der Petersallee. So sprach Aikins von einem Gesamtzusammenhang der „Entinnerung“, deren zahlreiche Stätten er auf dem Berliner Stadtplan wie folgt einzeichnete:

1. Die „Dauerkolonie Togo“ im „afrikanischen Viertel“
2. Die Petersallee
3. Das Reichskanzlerpalais/ Mohrenstraße
4. Das Technikmuseum
5. Garnisonsfriedhof, Hererostein
6. Das ethnologische Museum
7. Das neue Palais Potsdam
8. Sämtliche Berliner Filialen von Edeka und Höffner

Die „Dauerkolonie Togo“ ist eine Kleingartenanlage im Wedding mit eigenem Vereinshaus, auf dem der „Kleingartenverein Dauerkolonie Togo“ sich bis heute verewigt hat. Gegründet wurde diese gewissermaßen letzte Kolonie im Jahr 1939, entsprechend den Phantasmen der nationalsozialistischen Diktatur, die „Schande“ des Verlustes der deutschen Kolonien zu



„korrigieren“ und ein neues Kolonialreich, beginnend in Europa und Afrika, zu gründen. Von hier aus ließe sich die wichtige Diskussion über bereits von Hannah Arendt benannten Parallelen und Kontinuitäten aus der Zeit der kolonialen Unterdrückung bis zur nationalsozialistischen „Germanisierung“ beginnen. Im Raum steht die noch zu bearbeitende Frage, inwieweit die Vernichtungspolitik der Nazis eine beispiellose Anwendung eines (bis hin zu Begriff und Praxis des „Konzentrationslagers“) aus der Kolonialzeit gewonnenen Instrumentariums war. Die „Dauerkolonie Togo“ dauert in der Tat noch an, sie nennt sich weiterhin so und feiert mit einem Schild von 1999 das 60 jährige Bestehen „Togos“, welches mithin älter ist als der gleichnamige westafrikanische Staat.

Die Berliner „Petersallee“ erinnert laut einer am Straßenschild angebrachten, auffallend neuen Plakette an den ehemaligen Stadtverordneten „Prof. Dr. Hans Peters“. Noch mehr erinnert sie wohl daran, wie die Suche nach administrativen, geräuschlosen Kompromissen einer historischen Enttarnung Vorschub zu leisten vermag. Bis zu ihrer Umwidmung war die Straße dem kolonialen Hasardeur und Gewaltmenschen Carl Peters gewidmet, der seinerseits als „Gründer von Deutsch-Ostafrika“ eine Renaissance in der nationalsozialistischen Erinnerungspolitik erlebte. Es ist sein Name, den die Straße noch heute trägt.

Im Berliner Reichskanzlerpalais fand 1884 auf Initiative Bismarcks die für Afrika schicksalhaft bleibende Kongokonferenz der europäischen Mächte statt. In ihr wurde der Kontinent „verteilt“ und von einem Netz vielfach bis heute gültiger Grenzen der Einflussgebiete und späteren Staaten überzogen, selbstverständlich ohne Hinzuziehung eines einzigen Afrikaners. Diese Grenzen sind nicht der einzige Grund der mannigfaltigen Konflikte und Bürgerkriege, aber Aikins äußerte die These, dass es seitdem keinen Konflikt auf afrikanischem Boden gegeben habe, bei dem die willkürliche, allein europäischen Großmachtinteressen gehorchende Grenzziehung von 1884 nicht ein wichtiger Faktor gewesen sei. Die Konferenz findet bis heute nicht den Stellenwert in der Geschichte kolonialzeitlicher Verbrechen, den sie angesichts ihrer Tragweite verdient hätte. Mehr noch, ihr Ort liegt unweit des heutigen U-Bahnhofs Mohrenstraße, ein Name, der dem Bahnhof erst 1991 verliehen wurde, nachdem er bis 1945 Kaiserhof, dann Thälmann-Platz und später Otto Grotewohl Straße geheißen hatte. „Mohr“ ist nach Aikins ein Ausdruck, der von dem rassistischen Gepräge, das ihn umgibt, nicht zu trennen ist. Er bezeichnet ein historisches Konstrukt, das in Form kostümierter Attraktionen die exotischen Phantasmen europäischer Höfe und Bürgertümer befriedigen sollte und u.a. auf jeder Tafel „Sarotti“-Schokolade fortlebt.

Der "Herero-" oder "Afrikastein" (detaillierter dann Thema des zweiten Vortrags) erinnert bis heute in vollkommener Einseitigkeit an die Toten der deutschen Schutztruppen anlässlich des Aufstandes der Herero und Nama. Aikins verwies darauf, dass es sich bei der Niederwerfung dieses Befreiungskampfes eindeutig um einen Genozid gehandelt hatte, dem ca. 70.000 Herero und damit 80% der Bevölkerung zum Opfer gefallen waren. Diese horrenden Zahl ergab sich aus der Kriegstaktik der Deutschen, welche die Vernichtung des gesamten Volkes einkalkulierte, als die Herero in der Verantwortung des Schutztruppen-Befehlshabers von Trotha in die Omaheke-Wüste getrieben worden waren. Bis heute fehlt an diesem Berliner Denkmal jeglicher Verweis auf die Opfer unter den Herero und Nama und auf die unbestreitbare Tatsache eines von deutschem Militär angeordneten und durchgeführten Völkermordes.



Das Technikmuseum lädt unter der Überschrift „Lebenswelt Schiff“ Besucher dazu ein, „Licht in ein dunkles Kapitel“ brandenburgischer Geschichte zu bringen. Nimmt man diese Aufforderung wörtlich und schaltet das Licht an, sieht man einen zuvor verdunkelten Raum, der die Verhältnisse eines brandenburgischen Sklavenschiffes abbilden soll, mitsamt auf engen Raum gepferchten lebensecht gestalteten Puppen, welche die afrikanischen Sklaven darstellen. Diese genüsslich detailgetreue, makabre Reinszenierung bewertet Aikins als hochproblematisch: „Kein anderer Holocaust wird mit lebensgroßen Figuren nachgestellt“.

Im Dreieck Lansstraße, Takustraße und Iltisweg – erinnernd an den kolonialistischen Angriff auf den chinesischen Hafen Taku durch das deutsche Kanonenboot Iltis unter dessen Befehlshaber Lans – liegt das Ethnologische Museum. Dessen Sammlung wurde noch vor wenigen Jahren mit dem plakativen und entdifferenzierenden Untertitel „Nur 15 Minuten bis Afrika“ beworben. In ihr finden sich Figuren, die dem Volk der Kom im heutigen Kamerun gehören. Ihre Rückgabe wird von der heutigen Regierung Kameruns offiziell nicht gefordert, da sie als zentralstaatliche Instanz mutmaßlich nicht an der Stärkung regionaler Identitäten innerhalb Kameruns interessiert ist – Aikins deutet dies als weitere Aktualisierung der Ergebnisse der Kongokonferenz. Bis 2004 legitimierte das Ethnologische Museum den Besitz der Figuren als „Geschenk“ – welches allerdings vom deutschen Leiter der kolonialen Schutztruppe stammte und damit Raubgut war. Heute fehlt dieser Hinweis auf den Plaketten, wie auch jeder weitere über die zumindest umstrittenen Besitzverhältnisse. Aikins wies auf die Ironie hin, dass in dem Land, welches die Beutekunstdebatte losgetreten hatte, noch immer unzählige Exponate aus kolonialer „Beute“ lagern – wie auch die Spitze des Kilimanjaro im Neuen Palais zu Potsdam.

Abschließend wies Aikins auf die Herkunft des Namens „Edeka“ hin: Wie auf der Homepage der Kette vermerkt, trägt er bis heute in sich die Initialen der „Einkaufsgenossenschaft deutscher Kolonialwarenhändler“, früher EdK, heute Edeka. Gleichzeitig stellt das Möbelhaus Höffner in seinem Katalog Möbel und Accessoires aus unter der Schlagzeile „Wohnen im Kolonialstil“, was Aikins mit „Wohnen im Raubmörderstil“ oder „Wohnen im Vergewaltigerstil“ übersetzte.

Wie sehr die koloniale Vergangenheit in einigen mentalen Landkarten von heute noch verankert ist, zeigte ein dokumentarischer Kurzfilm, in welchem Passanten zum Thema befragt wurden, ein Zeugnis äußerster Enttinerung. Ein junger Mann antwortete auf die Frage, ob das heutige Deutschland noch Kolonien besitze: „Ich glaube schon. Irgendwo werden noch welche sein.“ Vielleicht kann man ihm insoweit recht geben, als es irgendwo und überall noch immer wach gehaltene, affirmative oder rassistisch konnotierte Spuren eines problematischen Kolonialzeitgedenkens gibt, welche Kolonialismus weniger ächten als ihm Gegenwart zu verleihen, mitten in Berlin.

Den Prozess des Erinnerns skizzierte Aikins nach Paul Gilroy in den Etappen: Ablehnung, Scham, Schuld, Anerkennung, die über Schuld hinausweist und Reparationen als Annahme eigener Verantwortung. Symbolische Reparationen seien angesichts aktueller Denkmäler und Straßennamen – die den offenbar wenig entwickelten Erinnerungsprozess irgendwo zwischen Etappe eins und zwei lokalisieren – unerlässlich. Aikins sprach sich mit Nachdruck für eine kommentierte Umbenennung der Wissmannstraßen in Berlin aus.



Marcus Albrecht gab als zweiter Referent des Abends Einblick in die administrative Struktur eines Entscheidungsprozesses wie des aktuellen zum "Herero-" oder "Afrikastein" am Neuköllner Garnisonsfriedhof am Columbiadamm. Dieser stand ursprünglich auf einem Kasernenhof in Kreuzberg, wo er im Jahr 1973 wegen Bauarbeiten abgeräumt werden sollte. Nach Intervention von zwei Traditionsverbänden wurde er auf den Garnisonsfriedhof versetzt. Der Stein aus dem Jahr 1907 erinnert – unter Verwendung des Ausdrucks „Heldentod“ – an die gefallenen freiwilligen Mitglieder der deutschen Schutztruppe in der damaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika, später ergänzt um einen zweiten Stein, der an die im Zweiten Weltkrieg in Afrika gefallenen Angehörigen der Wehrmacht erinnert.

Albrecht rief noch einmal eindrucksvoll die Dimension des Völkermordes an den Herero und Nama in Erinnerung. Von ursprünglich geschätzten 80.000 Herero seien 1911 nach einer Volkszählung noch exakt 15.130 am Leben gewesen. Wie bereits im Vortrag von Aikins thematisiert, waren diese Zahlen auf die überlegene Bewaffnung der mit Maschinengewehren ausgerüsteten Deutschen und zugleich auf die besondere Rücksichtslosigkeit des Befehlshabers v. Trotha zurückzuführen. August Bebel prangerte diesen im Reichstag mit den Worten an: „Einen Krieg wie Herr von Trotha kann jeder Metzgerknecht führen.“ Einen Ort des Gedenkens an die von Deutschen nahezu ausgelöschten Völker der Herero und Nama sucht man in Berlin bislang jedoch vergebens.

Im Oktober 2004 brachte Marcus Albrecht in die Neuköllner BVV den folgenden Antrag ein:

„Die Bezirksverordnetenversammlung möge beschließen:
Das Bezirksamt wird gebeten, sich der Empfehlung des Beirates für Entwicklungszusammenarbeit anzuschließen und eine Gedenktafel für die Opfer des kolonialen Vernichtungskrieges gegen die Völker der Nama und Herero, neben dem Afrikastein auf dem Garnisonsfriedhof, zu erstellen bzw. errichten zu lassen.
Berlin-Neukölln, den 26.10.04“

Eine solche Tafel ist noch immer nicht angebracht. Einigkeit herrscht darüber, dass es Handlungsbedarf gibt, und eine Plakette des Gedenkens an die vielen Opfer auf Seiten der Herero und Nama ist fertig gestellt, allerdings mit einem Text der sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner der beteiligten Institutionen zurückzieht, hier BVV und Bezirksamt Neukölln, Berliner Senatskanzlei und Auswärtiges Amt. Denn ein solcher Ort des Gedenkens sei keine rein kommunale Angelegenheit und darüber könne somit nicht im Bezirk alleine entschieden werden. Hier der ursprüngliche Text laut der Empfehlung der Bezirksverordnetenversammlung Berlin Neukölln:

„Hundert Jahre nach dem Vernichtungskrieg, den deutsche Schutztruppen in der damaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika gegen die Völker der Herero und Nama führten, gedenken wir der ungezählten, vermutlich mehr als 60.000 Opfer.“

In der abgeschwächten Version ist noch von „ungezählten Opfern“ die Rede, das Wort vom Vernichtungskrieg wie auch die explizite Nennung der Herero und Nama sind in dieser Fassung jedoch gestrichen.

Jonas Endrias sprach in einem längeren Beitrag aus, was auch allgemeiner Tenor des Publikums war: Ein dermaßen abgeschwächter Stein, ohne Nennung der Herero und Nama, ohne ein klares Bekenntnis dazu, dass es sich um einen Völkermord handele, sei – ähnlich der Umwidmung der Petersallee – eine „Mogelpackung“. Was man jetzt brauche, seien klare Bekenntnisse: „Lieber kein Stein als einer, der nicht erinnert“.



Seite 5 von 5

Das Publikum ging in zahlreichen Fragen in eine ähnliche Richtung. Auch aus dem Publikum meldeten sich Stimmen, die sich irritiert darüber äußerten, dass in kursierenden Versionen des Textes keine Rede von Völkermord sei. Eingefordert wurde eine noch stärker berücksichtigte afrikanische Perspektive, die explizit ein neues Afrikabild einschlieÙe, Afrika müsse auch endlich als Wiege der Menschheit und ihrer ersten Hochkultur, der Ägyptischen, beschrieben werden. Gleichzeitig wurde in einzelnen Fällen eine präzisere und nicht rassistisch konnotierte Verwendung von Begrifflichkeiten angemahnt. Zugleich wurde mit Verweis auf das übergeordnete Thema Wissmannstraße angemerkt, dass die Benennung von Straßen und eine Anbringung von Gedenktafeln an Straßenschildern sehr wohl eine kommunale Angelegenheit sei. Der Berliner Senat sei gleichwohl wichtig als eine Instanz, der in dieser Frage großer Einfluss auf die Bezirke beigemessen wurde.

Andreas Hohlt